

<b>Zeitschrift:</b>	Archiv des Historischen Vereins des Kantons Bern
<b>Herausgeber:</b>	Historischer Verein des Kantons Bern
<b>Band:</b>	45 (1959-1960)
<b>Heft:</b>	1-2
<b>Artikel:</b>	Die Geschichte Berns. 4, Der Untergang des alten Bern 1789-1798
<b>Autor:</b>	Feller, Richard
<b>Kapitel:</b>	11: Das Jahr 1796
<b>DOI:</b>	<a href="https://doi.org/10.5169/seals-1071036">https://doi.org/10.5169/seals-1071036</a>

### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 16.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## XI. KAPITEL

### Das Jahr 1796

#### 1. Die Anerkennung Barthélemy

Im Frühjahr und Sommer 1796 schritten die französischen Heere in Süddeutschland und Oberitalien von Erfolg zu Erfolg. Dieweilen Wickham seine Tätigkeit einschränkte, stieg Barthélemy's Ansehen und Einfluss. Seit 1792 hatten die Orte den ordentlichen Verkehr mit ihm abgebrochen; aber er blieb, um den Verkehr zwischen den beiden Ländern aufrechtzuerhalten, von dem Vertrauen der Pariser und der Schweizer Regierungen und einer stillschweigenden Übereinkunft getragen. Ohne Rang und Titel hatte er sich mit steigendem Namen auf einem preisgegebenen Posten behauptet. Nicht nur das Gebot der Notwendigkeit, sondern auch seine persönlichen Eigenschaften halfen ihm aus. Während Wickham den Eindruck eines überlegenen Verstandes und Willens hinterliess, gewann Barthélemy darüber hinaus noch das Vertrauen, dass er ein guter Mensch sei. Wo Wickham die Börse öffnete, um Nachrichten zu bekommen, überliess er es seinem Ruf, Briefsteller und Zuträger anzuziehen. Wo Wickham auf das Ganze hielte, hatte er noch eine pflegende Hand für das Einzelne. Man mochte ihn in der Schweiz noch weniger als in Paris missen und nahm das Seltsame als selbstverständlich, dass er seine Noten in gewohnter Privatkorrespondenz an die Eidgenossenschaft richtete, wie sich der Vorort Zürich einmal ausdrückte.<sup>322</sup> Es war eine Auskunft, die mit der Not entstand und mit ihr verschwand.

Als Barthélemy im Januar 1795 in Basel erschien, um die Friedensverhandlungen mit Preussen aufzunehmen, wurde er vom Rats-schreiber Ochs im Namen des Staates als bevollmächtigter Gesandter Frankreichs angesprochen, eine Eigenmächtigkeit, die in der Schweiz herum verurteilt wurde. Doch die Eidgenossenschaft hatte ihren freien Willen nicht mehr. Das Direktorium war begierig nach einer Genugtuung, die dem Wohlfahrtsausschuss versagt gewesen war. Es kannte nicht mehr die wirtschaftliche Abhängigkeit, die jenem Rücksichten auf die Schweiz auferlegt hatte, und durfte der Schweiz mit Zumutungen begegnen. Am 4. Februar 1796

stellte das Direktorium das Beglaubigungsschreiben für Barthélemy aus. Wenn die Schweiz es annahm, anerkannte sie die revolutionäre Republik. Der Vorort Zürich verfuhr mit geschickter Franzosenfreundlichkeit. Sein Grosser Rat gab mit einhelliger Zustimmung das Muster. Dann setzte Zürich die Beglaubigung mit dem Entwurf eines Glückwunschbriefes in Umlauf.

Es ging nicht ganz nach Wunsch. In Bern stiess man sich an dem Verfahren des Vorortes und erwog wieder einmal, wie Zürich die Vorteile und Bern die Nachteile der revolutionären Nachbarschaft zufielen. Der Geheime Rat übte harten Tadel an Zürich, schlug aber vor, ihm beizupflichten, unter dem Vorbehalt, dass alle Orte annähmen. Am 16. März wogte im Grossen Rat die Redeschlacht. Frisching setzte sich mit aller Wärme für die Annahme ein. Steiger, der befürchtete, jede Annäherung an Frankreich werde neue Forderungen nach sich ziehen, nannte die Zustimmung neutralitätswidrig und wollte den Entscheid wenigstens der Tagsatzung unterbreiten. Sein Verschiebungsantrag unterlag; der Grosse Rat sprach mit 130 gegen 49 Stimmen die Annahme aus. Ausser der Furcht vor Frankreichs drohender Macht, wirkte die von Zürich und Basel eingeflüsterte Besorgnis mit, man würde Barthélemy im Fall der Ablehnung verlieren.<sup>323</sup>

Uri, Schwyz und Zug verschoben das Geschäft auf die Landsgemeinde; Freiburg, Solothurn, Wallis und der Fürstabt von St. Gallen wollten es der Tagsatzung überlassen. Das Direktorium hatte einen raschen Umfall der Schweiz erwartet, der sein Ansehen bestätigen sollte. Wie sich nun Anstände meldeten, befahl es Barthélemy, zu wüten. Dieser hatte das Vorgehen des Direktoriums von Anfang an missbilligt, weil er die Folgen zu tragen hatte. Am 11. Mai beschwerte er sich in einer Note an den Vorort, die Annahme sei an mehreren Orten Gegenstand ärgerlicher Beratung gewesen; aus Auftrag teile er mit, das Direktorium könnte das als Emigrantenränke betrachten, halte aber einstweilen zurück.

Bern sprang ein und sprach Freiburg und Solothurn zu. Am 28. Mai konnte Zürich Barthélemy die Zustimmung aller Orte mitteilen und die Hoffnung auf künftiges gutes Einvernehmen unter beiden Staaten aussprechen, «da wir die vorzüglichen Eigenschaften und ruhmvollen Verdienste Euer Exzellenz bereits aus einer mehrjährigen freudigen Erfahrung dankbar kennen.»<sup>324</sup>

Steiger hatte richtig vorausgesehen, dass Fügsamkeit neuem Zudringen des Direktoriums rufen werde. Es erliess eine Verfügung, dass nur die Offiziere der ehemaligen Soldregimenter die Ruhe-

gehälter empfingen, die ihre königlichen Ernennungsschreiben und Ehrenkreuze auslieferten. Als die Offiziere den Schutz der Obrigkeit anriefen, wich der Geheime Rat aus, das sei Privatsache, und riet den Offizieren, die die bernischen Truppen befehligen, die Kreuze nicht zu tragen, verbot es ihnen aber nicht, wie Frisching verlangte. Ende April verliess eine Barke mit einem Franzosen, der von den Häschern gesucht wurde, den Hafen von Genf. Ein französisches Schiff verfolgte und beschoss sie und nahm sie auf bernischem Gewässer ein. Sogleich stiessen zwei bernische Boote von Coppet ab, holten die Franzosen im bernischen Bereich ein und führten sie nach Coppet. Wie am andern Tag eine Abordnung der Municipalität von Versoix erschien, erhielt sie das Schiff zurück.<sup>325</sup> In Paris erhoffte man den Tag, an dem das bernische Selbstbewusstsein ganz abdankte.

## 2. Die Ausweisung der Emigranten

Wie im übrigen steigerte Paris seine Forderungen auch in der Flüchtlingsangelegenheit. Es war die offene Wunde, die von den Franzosen immer wieder schmerzend berührt wurde. Durch die Siege im Felde gestärkt, liess das Direktorium die letzte Rücksicht fallen. Am 20. Mai 1796 musste Barthélemy erneut von der Eidgenossenschaft die Ausweisung aller Flüchtlinge und deportierten Priester verlangen. Bern erkannte, dass ein Ausweichen nicht mehr möglich sei. Noch wollte die Emigrantenkommision mit einem Entwurf, der nur eine Verminderung der Zahl vorsah, die drohende Härte lindern. Ihr Sekretär, Karl Ludwig von Haller, stellte freilich fest, die Flüchtlinge würden im Land nicht gern gesehen.<sup>326</sup>

Dem Geheimen Rat fiel der Antrag zu. Hatten die Franzosen die Emigrantensache zu einem Ärgernis zwischen den beiden Ländern verzerrt und die Schuld auf Bern geworfen, so stellte nun der Geheime Rat in seinem Gutachten fest, wie sich die Revolution mit ihren Flüchtlingen an Bern verging. «Jeder neue Auftritt dieses fürchterlichen Schauspiels vermehrte diese unglückliche Menschenclasse. Royalisten, Freunde der Constitution von 1791, Gemässigte, Terroristen, so folgten sie aufeinander, und wer weiss, wie die heissen, die noch kommen werden. Allemal, wenn sich in Frankreich ein neuer Sturm vorbereitete, so erfolgte eine Reaktion auf die Emigranten; kein Complot ward in Paris ersonnen oder würk-

lich entdeckt, das nicht in der Schweiz angezettelt oder doch vorher daselbst bekannt gewesen sein sollte; allemal waren Reklamationen gegen die Emigrierten überhaupt oder gegen einzelne Personen unter ihnen die Folge davon.»<sup>327</sup> Die Öffentlichkeit vernahm diese Stimme nicht, sondern wurde vom Lärm der Pariser Blätter erfüllt.

Der Geheime Rat wog die Gründe ab. Die Meinungen kreuzten sich. Die einen betonten, dass ein beständiges Nachgeben neue Forderungen nach sich ziehen werde, dass die Behinderung der Gastfreundschaft einen Eingriff in die Landeshoheit bedeute. Ein Asylrecht wurde nicht aufgerufen; das Wort war nicht geläufig, man sagte Hospitalität. Die andern wandten ein, einige Emigranten hätten sich doch so aufgeführt, dass sie die Klagen der Machthaber in Paris rechtfertigten. Damit verschoben sie unter dem Zwang der Umstände die Tatsachen; nicht die niedergelassenen, sondern einige durchziehende Emigranten hatten gegen die Neutralität verstossen. Der Geheime Rat konnte sich nicht einigen, sondern stellte zwei Anträge. Der erste wollte die Emigranten nur aus den Grenzämtern entfernen. Der andere wollte sie alle ausweisen, weil eine kleine Gruppe zwischen der Armee Condé und der französischen Grenze schwärme.<sup>328</sup>

Der Grosse Rat nahm den zweiten Antrag mit 89 gegen 65 Stimmen an. Der Erlass vom 17. Juni 1796 befahl die Ausweisung aller Emigranten, weil die Gemeinden über sie geklagt hätten und einige von ihnen durch ihr unruhiges Betragen leicht das Verhältnis zu Nachbarn hätten stören können. Alle erhaltenen Reisepässe, mit denen sie bis zum 1. August das Land räumen müssen. Wer sie von da an noch beherbergt, zahlt 50 Pfund Busse.<sup>329</sup> Dieser Beschluss sprach mit einer traurigen Verständlichkeit. Hundert Jahre zuvor waren die Glaubensflüchtlinge in bewaffneten Scharen in benachbartes Gebiet eingefallen, und Bern hatte den Grossen Ludwig XIV. auf sich genommen, um ihnen die Zuflucht zu wahren. Jetzt wurden Männer, Frauen und Kinder ausgetrieben, weil ein Dutzend von ihnen gegen die Neutralität verstossen hatten. So viel gefährlicher war die Revolution, und so sehr war eine Mehrheit des Grossen Rats vom neuen Geist erfasst, dass sie sich an seinen Ausschreitungen nicht mehr stiess und über jene Schweizer Flüchtlinge hinwegsah, die in Paris ungescheut gegen Bern zetzen durften.

Auch Zürich, das nur 43 Emigranten zählte, Solothurn und Freiburg erliessen Ausweisungsbeschlüsse. Freiburg verfuhr am ge-

lindesten; es liess Frauen und Kinder bleiben. In den gemeinen Herrschaften befanden sich 270 Emigranten, die Hälfte im Tessin. Die Tagsatzung verfügte, dass sie bis zum 1. Oktober auszureisen hätten, und empfahl den Orten, die noch zauderten, die nötigen Beschlüsse zu fassen. Barthélemy erschwerte die Massnahmen mit einem Einfall von Paris. Er verlangte durch den Vorort, dass alle Franzosen, die nicht die dreifarbig Kokarde trügen, als Flüchtlinge anzusehen seien, ein Eingriff in die kantonalen Gesetze, die das Tragen fremder Abzeichen verboten. Die Tagsatzung ging über die Zuschrift mit einer Empfangsanzeige hinweg.<sup>330</sup>

Es gab im bernischen Gebiet 618 Emigranten jedes Alters und Geschlechts. Der Kleine Rat, dem die Ausführung zufiel, liess den Erlass im Druck anschlagen und an den Gemeindeversammlungen verlesen, verfuhr aber so gelinde als möglich. Wer wegen Armut, Alter oder Krankheit nicht wegziehen konnte, sollte ein Gesuch einreichen. Mit Zustimmung Barthélemys schieden die Deportierten von der Emigrantenliste aus. Er befreite ferner von der Ausweisung Träger von beglaubigten Pässen, Arbeitsleute, Angehörige erobter Gebiete wie Italien und Belgien, Franzosen, die das Schweizer Bürgerrecht erworben hatten. Dagegen erklärte Barthélemy, Einbürgerungen seit dem Ausbruch der Revolution würden nicht anerkannt. Als sich die Emigranten um Pässe nach England wandten, wich Wickham aus, er müsse zuerst Ermächtigung in London einholen, weil er damit die Ausführung des Erlasses zu verzögern hoffte.<sup>331</sup>

Da kamen die Kriegsereignisse dazwischen. Die Franzosen machten in Süddeutschland und der Lombardei Fortschritte, die den Emigranten die Ausreise nach Norden und Süden abschnitten. Der Kleine Rat stellte Barthélemy vor, sie würden in den bestürzten Ländern keine Aufnahme finden, und um sich den heiligsten Pflichten der Menschlichkeit nicht zu verschliessen, wie er sagte, verschob er die Ausreise bis zum 15. September.<sup>332</sup> In die Enge getrieben, wollten die Emigranten mit allen Mitteln in die Heimat zurückkommen. Das sicherste war, in Paris die Streichung von der Emigrantenliste zu erlangen. Dem widerstreben die Käufer der Nationalgüter und sandten Späher in die Waadt, um herauszufinden, wo die früheren Eigentümer ihrer Güter wohnten. Die Obrigkeit verbot, diesen Sendlingen Auskunft zu erteilen. Einige Emigranten versuchten mit gefälschten Pässen die Heimkehr. Die Franzosen beschwerten sich, dass flüchtige Priester in der Waadt Fälscherwerkstätten betrieben, warfen den Verdacht aber

auch auf die Landschreiber von Lausanne und Nyon und den Obersten Roland. Die Untersuchung, die Bern gegen seine Diener anhob, ergab deren Entlastung, beruhigte aber die Kläger nicht.<sup>333</sup>

Als die Franzosen im Oktober 1796 Süddeutschland räumten, erhielten die Verstossenen einen Ausweg. Bern half einigen mit Reisegeld weiter. Die Zahl der Emigranten sank von 618 im Juni auf 130 im Dezember, die Deportierten inbegriffen. Was zurückblieb, waren hilflose Menschentrümmer. Schwer war Bern der Beschluss der Austreibung gefallen, schwerer noch die Ausführung. Der Kleine Rat tat das Mögliche, das Los der Unglücklichen zu lindern und den Schimpf, den das Direktorium Bern antat, zu wenden. Die Revolution verfuhr härter; die Franzosen verhafteten jeden schweizerischen Priester, der über die Grenze kam, als Spion, nicht aber reformierte Pfarrer.<sup>334</sup>

Und nun schritt Bern zu einer lang erwogenen Massnahme, die der Grenzwache galt. Sie wurde beim Ausbruch der Revolution geschaffen. Sie fing Hetzschriften, Emigranten, französische Ausreisser, Schmuggler und deutsche und österreichische Kriegsgefangene auf, die den französischen Lagern entsprangen. Von diesen sollen im Lauf der Jahre 86 000 über die Grenze gekommen sein, abgerissen und ausgehungert; die Waadt wimmelte von ihnen. Es war eine Wohltat, dass der österreichische Rittmeister Henzi sie mit Kleidern und Sold versah und nach der deutschen Grenze schickte. Die Wache überstieg nie 140 Mann. Der Grosse Rat hob sie auf den 1. März 1797 bis auf ein paar einsame Posten an den Übergängen auf und dankte den Obersten Roland und Arpeau, die in den Ämtern Romainmôtier und Bonmont befehligt hatten. Beschränkung der Ausgaben in diesen verzehrenden Jahren gebot die Massnahme; Beruhigung der Westgrenze erlaubte sie. Damit wurde auch ein anstössiges Verhältnis gelöst. Barthélemy hatte Roland als Werkzeug Wickhams bezichtigt. Zwar hatte eine Untersuchung wohl zu Recht ergeben, dass Roland nicht an den Passfälschungen beteiligt war. Man wusste aber in Bern nicht und betrachtete es als eine der umlaufenden Verdächtigungen, dass er Wickham zu geheimer Berichterstattung verpflichtet sei. Sein Ausscheiden erleichterte den Verkehr mit Barthélemy.<sup>335</sup>

## 3. Die Rheingrenze

Die Grenze bei Basel galt als die gefährdete Stelle, wo von beiden Gegnern ein Durchbruch versucht werden konnte. Die Erinnerung an den Einfall des kaiserlichen Generals Mercy von 1709 lebte in beängstigender Frische auf. Im Frühjahr 1796 wurde ein österreichischer Vorstoß durch Basler Gebiet nach der Freigrafschaft erwartet, wo der Aufstand entflammt werden sollte. Das Gerücht beunruhigte das Direktorium, weil es von seinen geheimen Spähern in Basel genährt wurde und mit den Anschlägen Wickhams übereinzustimmen schien. Das Direktorium vergass, dass Basel der Revolution über die Neutralität hinaus gedient hatte, dass Frankreich den Krieg entfesselt hatte, der die Schweiz zwischen zwei Fronten presste. In einer Note vom 26. März 1796 warf es Basel vor, dass ungenügende Anstalten die gefährdeten Stellen deckten, dass der einflussreiche Teil der Bürgerschaft und der Behörden Frankreich unfreundlich gesinnt sei, und verlangte von der Stadt Gewähr gegen einen österreichischen Durchbruch. Reubell hatte die Note verfasst, die Unmögliches verlangte.<sup>336</sup>

Ungern übergab Barthélemy die Note und übernahm die Verteidigung Basels. Er erinnerte daran, was die Stadt für die Revolution getan habe, und legte den Finger auf die blosse Stelle: Unmöglich könnte man von Basel und der Schweiz eine Gewähr verlangen, da ihre Kräfte den kriegsführenden Mächten weit unterlegen seien; hingegen seien sie gross genug, den Feind zu stärken, wenn das Direktorium eine Besetzung des Basler Gebietes versuchen würde. Auch das sonst so willfährige Basel empörte sich über die Zumutungen eines Reubell. Scharf gab es zurück, kein neutrales Volk könne die Grenzsicherheit gewährleisten, da die kriegsführenden Mächte die Sache in der Hand hätten. Bern, das Basels Neigungen nicht teilte, billigte überrascht diese feste Entgegnung und lieh der Stadt kräftig seine Hilfe, als sie das eidgenössische Aufsehen anrief.<sup>337</sup>

Um die Basler Grenze zu sichern, hätte die Eidgenossenschaft dort mehrere Tausend Mann unterhalten müssen, was ihre Kräfte überstieg. Die Orte sandten 1792 ihre Zuzüge nach Basel, die nach dem Defensionale 1400 Mann mit 20 Geschützen zählen sollten. Zuerst fanden sich 2000 Mann ein; aber schon Ende 1792 zogen sich die Innenschweizer der Kosten wegen zurück, was im Ausland die Meinung bestärkte, die Schweiz könne aus Geldmangel keinen längern Krieg aushalten. Da der befürchtete Durchbruch

sich nicht ereignete, wuchs die Zuversicht, und mit jedem Jahr sank die Zahl der Hilfstruppen. Sie betrug 1796 noch 500 Mann. Die Beruhigung stärkte sich, als der österreichische Feldmarschall Wurmser im April 1796 erklärte, er werde Condé nicht gestatten, die Grenze zu verletzen, und sein Heer rheinabwärts führen.

Dafür kam die Entzündung von Paris. Das Direktorium, über Basels freimütige Antwort ergrimmt, befahl Barthélemy, die Stadt mit einem Drohbrief niederzuschmettern. Wohl tat es der Botschafter gelinde, aber da zugleich französische Truppen in die Nachbarschaft einströmten, trat einer jener plötzlichen Angstzustände ein, die jenes Jahrzehnt kennzeichneten. Basel bequemte sich zu einer behutsamen Erklärung, die dem ersten Brief Unrecht gab. Bern bot Verstärkung an; doch Basel wurde nicht weiter behelligt. Auf der Julitagsatzung war die Stimmung so erleichtert, dass Basel bat, ihm die letzten 492 Mann des Zuzuges und die eidgenössischen Vertreter zu lassen, schon um die Fahnenflüchtigen und die entsprungenen Kriegsgefangenen, deren in den letzten drei Jahren 24 673 durch die Stadt gekommen seien, weiter zu befördern. Die Tagsatzung stimmte zu.<sup>338</sup>

#### 4. U m s c h u n g a u f d e m d e u t s c h e n S c h a u p l a t z

Unter den Generälen Jourdan und Moreau befanden sich die Franzosen im Fortschritt, besetzten Rheinfelden und das Fricktal und stiessen bis zum Bodensee vor, so dass am Rhein keine Kämpfe mehr drohten. Dafür schnitten die Franzosen die Schweiz von Süddeutschland ab und gewöhnten sich daran, die schweizerischen Strassen für ihren Nachschub zu benutzen, so dass diese von ihren Heereswagen bedeckt waren, wie Barthélemy berichtet. Sie beschlagnahmten das Salz, das Bern in Bayern und Tirol gekauft hatte, und legten dem schwäbischen Kreis so harte Bedingungen auf, dass dieser die Fürsprache des Vorortes anrief. Der Geheime Rat von Bern bemerkte dazu, es sei das erstmal seit Beginn der Revolution, dass die Schweiz sich in fremde Händel mische; Zürich solle das Schreiben so behutsam als möglich abfassen. Aber da die Kriegslage sich geklärt hatte, wünschte Basel erleichtert keine eidgenössischen Vertreter mehr, und Zürich und Bern verabredeten, im September ihre Zuzüger in Basel heimzunehmen.<sup>339</sup>

Siegestrunken setzten die Franzosen ihren Vormarsch in Bayern und Franken fort, um Süddeutschland auszurauben und den Kaiser

in seinen Stammlanden zu treffen. Schon beeilten sich Baden, Würtemberg und Bayern, ihren Frieden mit der Revolution zu machen, als jäh der Umschlag eintrat. Überraschend stand Oesterreich gross da. Der jugendliche Erzherzog Karl legte die Probe seines Feldherrntalentes ab, schlug Jourdan bei Würzburg und Amberg in Franken, trieb sein Heer in Auflösung nach dem Rhein zurück und bedrohte Moreau in der Flanke und im Rücken, so dass der Franzose eilig den gefährdeten Rückzug längs des Oberrheins nach dem Elsass antrat. Doch war es ungewiss, ob die feindlichen Reiter ihm Zeit zur Flucht liessen. Für den Fall, dass er abgeschnitten würde, hatte ihm das Direktorium den Befehl gegeben, in die unbehütete Schweiz einzubrechen, um den Österreichern zu entwischen. Wirklich drängten mehrere Tausend Franzosen in der Nähe des Bodensees über den Rhein.

Die Grenzorte Schaffhausen und Zürich hätten Zeit gehabt, Massnahmen für eine unbescholtene Neutralität zu treffen. Doch von ihrem Handelsverkehr bestochen, versäumten sie ihre Pflicht und liessen die Franzosen einrücken, ohne sie alle zu entwaffnen. Ganze Abteilungen zogen mit Rüstung und Kanonen durch. Zerlumpt, frierend und von Beute strotzend kamen sie daher und fanden von der schweizerischen Gefälligkeit eine Aufnahme, die ihre Raublust nicht verdiente. Als die Grenzgaukelei Schaffhausens und Zürichs selbst Österreichs Langmut erschöpfte und Degelmann sie am 23. September zur Verantwortung zog, antworteten sie mit Ausflüchten. Die Gunst Frankreichs war ihnen wichtiger als der Zorn des Kaisers. Da drohte Degelmann mit einer neuen Note vom 30. September, wenn die Grenzübertritte nicht aufhörten, werde Feldzeugmeister Latour, der dem Feind im Nacken sass, mit seinem Heer in die Schweiz nachfolgen. Jetzt endlich kam Leben in die Orte. Zürich stellte 3400 Mann ins Feld und hielt weitere 2800 bereit. Luzern bot 1200, Zug 600, Freiburg 2500 Mann auf.<sup>340</sup>

Bern hatte sich bisher begnügt, durch seine Grenzposten im Aargau die flüchtigen Franzosen, die ihm Zürich zuschob, ins Fricktal zu geleiten. Jetzt trat Bern unter Waffen. «Nie war vielleicht die Schweiz in grösserer Gefahr, ihre Neutralität verletzt zu sehen, als in dem gegenwärtigen Zeitpunkt», stellte der Geheime Rat am 5. Oktober dem Grossen vor. Die Division Unteraargau wurde sogleich, 5264 Mann stark, unter Oberst Abraham von Graffenried aufgeboten, ebenso zu ihrem Rückhalt die Division Oberaargau und eine dritte bereitgestellt. Ratsherr Gabriel Albrecht

von Erlach ging als Vertreter nach Zürich, Ratsherr Emanuel Friedrich Fischer als Kriegsrat zu Graffenried nach Lenzburg. Wickham, von Schultheiss Steiger benachrichtigt, sandte Graffenried ein Empfehlungsschreiben an die österreichischen Generäle und schrieb selbst an Latour.<sup>341</sup>

Die Berner traten rechtzeitig in Linie. Sie mussten die Franzosen durchziehen lassen, die ihnen Zürich zuschob. Sie beschlagnahmten nicht die französische Kriegskasse, um sich für die Salzfuhrten zu entschädigen, die den Franzosen am Bodensee zur Beute gefallen waren, und beliessen ihnen den Raub aus Schwaben. Es gehört zu den letzten Geheimnissen der alten Eidgenossenschaft, dass Bern gewöhnlich die Auslagen, Basel die Gewinne zufielen. Moreaus Kriegskunst bedurfte der Erlaubnis zum Einbruch in die Schweiz nicht, die ihn erschreckte. Mit einem raschen, geschickten Rückzug brachte er das Heer an den Rhein zurück, den es auf der Schiffbrücke bei Hüningen überschritt, mit dem Raub aus Deutschland bedeckt, berichtet Barthélemy, der es sah. Die Franzosen staunten selbst über die Durchlässigkeit der Schweiz, die ihnen 8000 Mann und viel Heergerät rettete. Barthélemy schrieb dem Aussenminister Delacroix: «Wenn die Österreicher einen gleichen Gebrauch von dem schweizerischen Gebiet machten, würden wir ein lautes Geschrei gegen die Kantone erheben, die es duldeten.»<sup>342</sup>

Oesterreich ahndete die Vorgänge nicht. Mit Erleichterung nahm Basel den Brief des Erzherzogs Karl von Offenburg aus entgegen, in dem er seine Zufriedenheit mit der schweizerischen Neutralität bekundete. Für Bern war der rasche Ausgang Erlösung; musste es doch 300 000 Taler aus den auswärtigen Wertschriften flüssig machen, um die Kosten zu decken. Es entliess am 13. Oktober die oberaargauische und bald darauf den Grossteil der unteraargauischen Division und bot Basel, um dessen Mauern sich neuerdings die feindlichen Heere zusammenballten, seinen Schutz an. Bern musste an Stelle der zaudernden Eidgenossenschaft für den Ort einstehen, den es damals am wenigsten achtete. Waren die beiden Orte von je gut ausgekommen, weil sie sich nicht im Weg standen, so entfremdete sich seit dem Ausbruch der Revolution Basel mit seinen Handelsgeschäften, mit den Lehren, die es dazu benützte, und mit seiner Bereitschaft zum Einschwenken dem bernischen Vertrauen. Bern musste sich wie schon oft eidgenössisch überwinden und zur Wahrung der Grenzen mehr als seine Pflicht tun.

Am 25. September hatten Bern und Zürich ihre letzten Züge knapp vor der Grenzgefahr nach Vereinbarung von Basel heimgerufen. Ein paar Wochen später rief Basel erneut um Hilfe. Da die Orte mit Truppeneinheiten für die angezweifelte Stadt zögerten, sprang Bern ein; am 23. Oktober marschierte das Regiment Zofingen mit schwerem Geschütz nach Basel. Bern gab ihm einen Abgeordneten mit zu den beiden eidgenössischen Repräsentanten von Zug und St. Gallen, die sich in üblicher Kehrordnung dort befanden. Es war Ratsherr Fischer, gewesener Venner, den Bern einsetzte, wo die Not gebot. Wie die Züge einzelner Orte heranstrebten, auch die Lage sich aufhellte, beschränkte Bern im November sein Aufgebot auf 250 Mann. Die Hilfe schien den gewohnten Verlauf zu nehmen, als ein scharfer Zwischenfall einschnitt.<sup>343</sup>

Als die Franzosen im Frühjahr 1796 den Vormarsch nach Süddeutschland antraten, legten sie bei Hüningen eine Schiffbrücke über den Rhein und deckten sie am rechten Ufer mit einem starken Brückenkopf auf badischem Gebiet. Als Baden im August darauf mit Frankreich Frieden schloss, hätten die Franzosen nach Völkerrecht die Stellung räumen sollen. Es geschah nicht, und Moreau rettete sich im November über die Schiffbrücke. Erzherzog Karl befahl dem General von Fürstenberg, sie zu nehmen. Auf Seite der Schweizer hielt man eine Gebietsverletzung beim Angriff fast für unvermeidlich, weil die Franzosen das Werk nur ein paar Schritte von der Basler Grenze angelegt hatten. Man konnte von der Schanze auf den Basler Boden spucken, berichtet Barthélemy.<sup>344</sup> Als die Österreicher mit starkem Geschützfeuer die Schiffbrücke am 27. November zerstörten, setzte General Ferino, der in Hüningen befehligte, die Verbindung mit dem Brückenkopf durch Schiffe fort, die Kriegsbedarf hinüberschafften, und benützte dabei baslerisches Gewässer entlang der Schusterinsel, die Deckung gewährte. Basel klagte; doch bevor Ferino antwortete, trat das Befürchtete ein.

In der Nacht zum 1. Dezember gaben die Österreicher den Sturm und gerieten im Dunkel auf Basler Boden. Der Angriff wurde abgeschlagen; General Abbatucci, der Verteidiger, fiel. Die Franzosen sahen ihre List enttäuscht, den Brückenkopf durch den Schweizer Boden zu decken, und sandten ihr Rachegeschrei nach Basel hinüber. Am 1. Dezember erhob Barthélemy ohne Untersuchung bei Basel Klage, die Basler Posten hätten nicht Alarm gegeben, so dass die Flanke des Werkes nicht durch die Neu-

tralität geschützt worden sei. In seinen Denkwürdigkeiten gab er zu, dass die Grenzverletzung unvermeidlich gewesen sei.<sup>345</sup> Das Direktorium in Paris entrüstete sich über den Bruch der Neutralität und vergass der eigenen Vergehen. Als die Franzosen im September 1793 einen missglückten Angriff auf das rechte Rheinufer unternahmen, retteten sich 120 Mann am hellen Tag auf Basler Gebiet und wurden vom Rat zurückgeschickt, und eben noch waren 8000 Franzosen durch die Schweiz den Oesterreichern entwischt. Auch das zählte nicht, dass die Franzosen nach dem Frieden mit Baden den Brückenkopf hätten räumen sollen. Das Völkerrecht hatte seinen Sinn verloren, seit es der Willkür der Revolution verfallen war.

General Ferino befragte die Offiziere, und ihr Bericht besagte, dass auch die Franzosen auf Basler Gebiet geraten und ein Offizier mit einigen Mann der dritten Halbbrigade dort von Oesterreichern gefangen worden war. Der Bericht des Ratsherrn Fischer meldete nach Bern, Tote und Verwundete beider Parteien seien auf Basler Boden gefunden worden; die Basler Offiziere hätten die Oesterreicher am Übertritt der Grenze gehindert, was aber in der Nacht nicht überall hätte geschehen können; die Basler hätten bei einem gefangenen österreichischen Obersten den Befehl gefunden, die Grenze nicht zu überschreiten. Aber auch Erzherzog Karl und General von Fürstenberg erhoben Beschwerde, dass Ferino das neutrale Gewässer missbrauche, um den Brückenkopf zu versorgen. Der Rat von Basel gab das zu; er habe bei Ferino Vorstellungen erhoben. Dieser jedoch beharrte auf seinem Anspruch, den Rhein nach Belieben zu benützen. Auch Barthélemy wiederholte sein Begehren nach Genugtuung für den Neutralitätsbruch mit Noten vom 2. und 26. Dezember; das Direktorium wollte den Vorfall ausbeuten.<sup>346</sup>

Ochs, nun Oberstzunftmeister und zweites Haupt der Stadt, warf sich zum Rächer der Neutralität auf, die er selber nicht achtete. Eben noch hatte er Barthélemy einen Brief des Erzherzogs Karl an den Rat ausgehändigt. Hinter sich hatte er den Grossteil der Bevölkerung, der durch den Revolutionseifer, die guten Geschäfte mit Frankreich und die Überlegung bestimmt wurde, dass die Oesterreicher nur gelegentlich vor den Toren auftauchten, die Franzosen aber von Hüningen aus die Stadt ständig unter ihren Kanonen hielten. Ochs erkör drei Basler Offiziere, die auf dem Kampfplatz gestanden, als Schuldige, indem er ihnen Einverständnis mit den Oesterreichern vorwarf, und trug im Rat auf

härteste Bestrafung an. Der bernischen Hilfstruppe warf er vor, sie sei nicht rechtzeitig auf dem Kampfplatz erschienen, und fiel gegen den Vertreter Berns, den Ratsherrn Fischer aus. Selbst Frisching hatte Fischer, den Freund Steigers, in Basel gut empfohlen. «Ich zweifle nicht», schrieb er dem Bürgermeister Peter Burckhardt, «dass er sich mit aller Weisheit und aller Unparteilichkeit, die seine Sendung erfordert, benehmen wird.»<sup>347</sup>

Fischer handelte gewöhnlich in Übereinstimmung mit den beiden eidgenössischen Vertretern, die auch nicht an die Schuld der Offiziere glaubten, und bestärkte überhaupt die Basler Behörden gegen die Zumutungen Frankreichs, wie Barthélemy in seinen Denkwürdigkeiten erzählt. Dafür wurde er von Ochs der verräterischen Beziehungen mit den österreichischen Generälen verdächtigt. Wie er angewidert die Stadt verlassen wollte, hielt ihn der Rat von Basel im Einverständnis mit Bern fest. Er blieb und erlebte, wie Ochs sich durchsetzte. Die angeklagten Offiziere wurden verhaftet und durch Richterspruch von ihren Stellen gestossen. Wie Fischer die Zeugenaussagen durchsah, fand er keine Beweise, die das Verfahren rechtfertigten, und nannte es im Bericht an den Geheimen Rat ein Gewebe des Parteigeistes und des Hasses. Ende Januar kehrte er heim, von den Dankschreiben des Rates von Basel und des Vororts begleitet. Basel beruhigte sich, als die Franzosen anfangs Februar den Brückenkopf den Österreichern übergaben.<sup>348</sup>

Barthélemy, der die Vorgänge am Ort verfolgte, urteilt von den Offizieren: «Sie wurden bestraft, weil sie sich unachtsam benahmen, aber Verrat konnte man ihnen nicht beweisen. Herr Ochs belastete sie laut mit diesem Verbrechen. Er setzte eine sehr heftige Denkschrift gegen seinen Kanton auf, die er nach Paris sandte, und die nachmals das französische Direktorium veranlasste, auf den Zwischenfall zurückzukommen.»<sup>349</sup>

##### 5. Die Grenze im Süden

Bisher hatte im Süden Ruhe geherrscht. Nur Bern war von den Ereignissen in Savoyen gelegentlich betroffen worden. In einem matten Kleinkrieg hatten sich die Franzosen mit den Österreichern und Sardiniern in den Westalpen gemessen. Dort trat ein jäher Umschlag ein, der das Schwergewicht und die massgebenden Züge der hohen Politik nach Süden verlegte. Ein un-

bekannter junger General namens Buonaparte, der einige Monate zuvor in Paris genannt worden war, als er einen Aufstand der Royalisten niederkniete, übernahm im März 1796 den Oberbefehl über die französische Südarmee, überwand mit raschen Schlägen die Sardinier und die Österreicher, legte am 15. Mai dem König von Sardinien einen harten Frieden auf und hielt am 16. einen rauschenden Einzug in das österreichische Mailand, Oberitaliens Hauptstadt. Der junge Sieger gab Rätsel auf, die auch die klügsten Köpfe beirrten. Mallet du Pan, damals in Bern, schrieb an den Wiener Hof: «Dieser Bonaparte, dieser Knirps mit zerrauftem Haar, dieser Bastard Mandrins (*ce bâtard de Mandrin*), den die Schwätzer der Kammer den jungen Helden, den Besieger Italiens nennen, wird seinen Marktschreierruhm, seine schlechte Aufführung, seine Diebstähle, seine Erschiessungsbefehle, seine unverschämten Schmähsschriften zu büßen haben.»<sup>350</sup>

Der Umschwung traf von allen Orten Bern zuerst. Sein Regiment in sardinischen Diensten litt schwer; zwei Bataillone gerieten in Gefangenschaft. Der rasche Friede von Turin gab sie frei, versetzte aber Bern einen Schlag, indem der König von Sardinien Frankreich Savoyen abtrat. Seit Jahrhunderten hatte Bern Frankreichs Ausdehnung an den Genfersee zu vereiteln versucht. Jetzt umfasste die siegreiche Grossmacht den Westen von Pruntrut bis St. Gingolph. Schultheiss Steiger setzte diese Not in Denkschriften dem englischen und dem sardinischen Gesandten auseinander. Vignet des Etoles stellte im Auftrag seines Hofes, der sich verwandter Vorgänge von 1703 erinnerte, das Gesuch, Savoyen in die eidgenössische Neutralität aufzunehmen. Die Sommertagsatzung von 1796 trat darauf nicht ein. Bern erfasste von Anfang an die Reichweite dieser Ereignisse und erteilte den Landvögten Befehl, genau zu erforschen, welchen Eindruck sie auf die Waadt machten.<sup>351</sup>

Im Tessin teilte Bern die eidgenössischen Sorgen, weil es dort an den Vogteien Mendrisio, Lugano, Locarno und Maggia beteiligt war. Die Gefahrzeichen meldeten sich rasch. So gierig die Franzosen Süddeutschland ausgeplündert hatten, Bonaparte, wie er sich nun nannte, überbot mit seiner Rücksichtslosigkeit auch abgehärtete Vorstellungen vom Recht des Siegers. Wie er den Fürsten Millionen und Schätze der Kunst abtrotzte, so gab er seinem Heer Stadt und Land preis, um es an sein Glück zu fesseln. Abgerissen, hungernd ergoss es sich über ein vom Frieden gesättigtes Gebiet und übte jene Griffe, die von nun an Sicherheit und Wohl-

stand Europas nicht mehr zur Ruhe kommen liessen. Die Vorgänge, die Oberitalien verödeten, wurden sprichwörtlich. Sie vertrieben viele französische Emigranten, die in der Lombardei Zuflucht gefunden hatten, nach dem Tessin.

Es war der Ehrgeiz Bonapartes, alle Maßstäbe und Beispiele zu überbieten, und bereits setzte die Bezauberung ein. Im Mai ging es durch die Schweiz, er werde durch das bündnerische Veltlin nach Oesterreich vorstossen, so dass Zürich und Bern ein Mahnschreiben an die drei rätischen Bünde richteten, die Neutralität zu wahren. Unter den Nachrichten, die sich jagten, liess eine in Bern aufhorchen. Amédée de Laharpe, der mit dem Todesurteil beladene Flüchtling von 1791, war in französischen Diensten zum General aufgestiegen. Er nahm an den ersten Siegen in Italien mit seiner Division teil und wurde auf einem nächtlichen Erkundungsritt am Po von seinen Soldaten aus Versehen erschossen.

Ein Luftzug fegte aus der Lombardei über die Tessiner Grenze. Das Volk wurde unsicher, wusste nicht, welche Zukunft es sich wünschen sollte. Die neuen Schlagwörter von Freiheit und Gleichheit stimmten wenig mit der Wirklichkeit überein. Daher warnte ein innerer Trieb den Tessiner, dass er von den Franzosen nichts gewinnen könne, und das war ein unsichtbarer Grenzschutz.

Die Versorgung des Tessins wurde gefährdet, weil der Siegeszug der Franzosen die gewohnte Kornzufuhr aus der Lombardei abschnitt. Landvogt Amrhyn in Lugano schrieb dem Vorort: «Mittwochen, den 18. May, war Markt zu Lauis. Die Kornjuden machten den Preis von 9 Pfund auf 14 Pfund das Viertel steigen.» Da trat ein Berner für den Tessin ein. Rudolf Emanuel Haller, ein Sohn des grossen Albrecht, wandte die Begabung, die sein Geschlecht auszeichnete, auf die Wirtschaft an, wurde Bankier in Paris und begleitete Bonaparte als Leiter des Verpflegungswesens auf dem Feldzug in Italien. Er nahm sich seiner Landsleute an und führte eine schweizerische Abordnung beim Obergeneral ein. Die Zufuhr kam wieder in Gang und wurde nicht mehr erschwert.<sup>352</sup>

Bonaparte verfolgte seinen Siegeszug mit so beharrlicher Überlegenheit, dass der Schatten des Zufälligen und Flüchtigen von ihm abfiel. Die Ereignisse begannen um ihn zu kreisen. Er warf im Winter auf 1797 die Oesterreicher aus Oberitalien, drang nach Kärnten und Steiermark vor und nötigte am 18. April 1797 den Kaiser zum Waffenstillstand von Leoben, der den Frieden für Europa einleiten sollte. Auf dem Schloss zu Montebello hielt er

Hof, verwaltete die eroberten Gebiete und ordnete mit gewalttätiger Hand die Verhältnisse im übrigen Italien. Er schuf die Lombardei zur cisalpinischen Republik um, die ihre Rückwirkung auf den Tessin haben musste. Darum suchten die Schweizer zu erforschen, wie er ihrem Land gesinnt sei. Er wusste sich mit wechselnden Masken lange dem spähenden Blick zu entziehen. Aber soviel er auch in seiner Brust verschloss, auf die Dauer konnte er sich nicht verhehlen.

Als junger Mensch hatte sich der Sohn des korsischen Berglandes Begeisterung für die Schweiz, ihre Freiheit und ihre Alpenherrlichkeit angelesen. Sieg und Macht verscheuchten diese Jugendträume. Er begann die Schweiz nüchtern in seine ausgreifenden Pläne einzubeziehen; als Herr von Oberitalien verfolgte er sie mit Abneigung und Verdacht. Barthélemy hat darüber in seinen Denkwürdigkeiten Aufschluss zu geben versucht. Weil die drei rätischen Bünde seit Bonapartes Siegeszug wieder Bedeutung für die französische Politik erhielten, ernannte das Direktorium 1797 Comeyras zum Residenten bei ihnen. Barthélemy meint, dieser Elende habe sich an Bonaparte in Mailand herangemacht und ihm seine abscheulichen Gefühle gegen die Schweiz mitgeteilt. Es bedurfte dessen nicht. Den überschwänglichen Plänen Bonapartes, dem die Siege schon das natürliche Augenmass verrückt hatten, stand die Unabhängigkeit der Schweiz im Wege. Wollte er in Mitteleuropa gebieten, musste er die Alpenpässe beherrschen. Aus der Schweiz kam ihm ein warmes Gefühl entgegen. Viele Schweizer berauschten sich am heldischen Umriss des jungen Eroberers trotz Barthélemys Warnungen: «Ich sehe in diesem Land eine Menge von Toren, die von diesen Siegen in Trunkenheit getaucht werden; sie bemerken nicht die verderblichen Folgen, die sich aus ihnen ergeben.»<sup>353</sup>

Die Franzosen benützten ihren Sieg im Süden zu neuen Forderungen. Bisher hatte die Schweiz Ausreisser und entsprungene Gefangene aller Heere aufgenommen. Da sich französische Fahnenflüchtige und österreichische Gefangene in den Tessin drängten, machten zwei bewaffnete französische Barken auf dem Lugarnersee auf sie Jagd. General Baraguay d'Hilliers, Kommandant der Lombardei, verlangte für sie freie Fahrt auf dem schweizerischen Teil des Sees und setzte sie trotz der Ablehnung des Vororts willkürlich durch, und wenn die Schweizer dagegen Einspruch erhoben, rasselten an der Grenze die Schlagbäume nieder, die Einfuhr stockte. Als die Landvögte im Tessin nach Mailand eilten, wurden sie von Bonaparte hart angelassen. Dieser schrieb wegwerfend dem Direk-

torium, wenn die Landvögte sich ungehörig aufführten, werde er das Getreide sperren und die Dörfer verbrennen lassen, die sich schlecht benähmen. «Die Schweizer unserer Tage sind nicht mehr die Männer des vierzehnten Jahrhunderts; sie sind nur stolz, wenn man sie zu sehr hätschelt, sie sind bescheiden und unterwürfig, wenn man sie fühlen lässt, dass man ihrer nicht bedarf.»<sup>354</sup>

Die Gefahr wuchs, als die cisalpinische Republik entstand, weil die revolutionäre Partei in der Lombardei ihr auch den Tessin angliedern wollte. Die Tessiner sollten dafür mit Gewalt oder Güte gewonnen werden. Daher beschlossen die zwölf regierenden Orte im Februar 1797, Vertreter nach dem Tessin zu senden, die in der üblichen eidgenössischen Kehrordnung zunächst von Zürich und Luzern gestellt wurden. Während Zürich sich damit beruhigte, blieb Bern auf der Hut. Der Geheime Rat wies am 5. April in einem Bericht an den Grossen Rat auf die «weitausehenden Projekte und Fortschritte» Bonapartes hin, und Bern schlug eine eidgenössische Wache von 100 Mann in Lugano vor, fand aber nicht Anklang. Da drangen Ende April 40 Lombarden als Befreier über die Grenze nach Chiasso vor und wurden verscheucht. Berns Drängen erreichte, dass nun doch ein Posten bei Chiasso aufgestellt wurde, und wie sich in Lugano eine Truppe aus Einheimischen bildete, sandte ihr Bern 50 Gewehre, die von Mauleseln über die Berge getragen wurden.<sup>355</sup>

Der Waffenstillstand von Leoben gab auch Bern Erleichterung. Der Geheime Rat hoffte auf allgemeine Friedensverhandlungen, «wodurch die seit bald sieben Jahren fortgedauerten Sorgen über die Verletzung unserer mit so vieler Anstrengung behaupteten Neutralität dahin fallen». Und Bonaparte gab unerwartet ein Zeichen der Annäherung. Er hatte sein Hauptquartier in Como aufgeschlagen. An einem Junimorgen sprengte sein Adjutant daher und fragte den tessinischen Grenzkommandanten in Chiasso, ob der Obergeneral Bonaparte einen Spazierritt mit Begleitung über die Grenze machen dürfe. Der Kommandant, von der Grösse des Augenblicks durchdrungen, entgegnete: «Der Spazierritt eines solchen Subjektes tut unserer Schweiz viel Ehre an.» Gleich darauf langte Bonaparte mit einer berittenen Wache von 42 Mann an, hiess sie an der Grenze die Waffen niederlegen, durchstreifte das Mendrisiotto bis Capolago am Südende des Lagonersees, machte dem herbeilegenden Landvogt Falkeisen von Basel eine freundliche Bemerkung über die Gegend und verliess nach dreistündigem Ritt die Schweiz.<sup>356</sup>

Deutlicher als dieser Besuch bekundeten Taten die Gesinnung Bonapartes. Der heilige Karl Borromeo hatte 1579 in Mailand das Helvetische Kollegium gegründet und begabt, um vierzig Jünglinge aus der Schweiz unentgeltlich für den Priesterberuf auszubilden. Die Schule hatte seither das religiöse Leben der katholischen Orte massgebend beeinflusst. Bonaparte hob sie im Juni 1797 auf und schlug ihre Einkünfte dem grossen Spital in Mailand zu. Gleichzeitig fielen die drei Vogteien Veltlin, Bormio und Chiavenna von Graubünden ab und begehrten von Bonaparte Anschluss an die cisalpinische Republik. Vom Wallis verlangte Bonaparte den freien Durchzug für seine Truppen über den Simplon nach Frankreich. Die beiden ersten Eingriffe berührten Bern nicht unmittelbar. Aus dem Bundesgeist bedauerte es das Unrecht, das den Katholiken das Kollegium in Mailand entriss. Dieses Gefühl sprach nicht für Bünden, das sich seit dem siebzehnten Jahrhundert von der Eidgenossenschaft ferngehalten hatte und als Ausland galt. Der Durchzug durch das Wallis traf Bern in das Lebendige. Sobald es erfuhr, dass Bonaparte den Residenten Comeyras beauftragt habe, mit zwei Ingenieuren die Tauglichkeit des Simplons zu prüfen, erteilte es dem Vogt von Aigle den Befehl, diesem übelgesinnten Franzosen entgegenzuarbeiten. Das Wallis stellte nicht auf den Grundsatz der Neutralität ab, sondern bediente sich der Umstände. Als Comeyras 20 000 Mann ankündete, schrieben seine Obern Bonaparte, für solche Mengen seien nicht genug Lebensmittel und Herbergen vorhanden, und beriefen sich darauf, die Bünde mit der Schweiz verböten ihnen, eigenmächtig den Durchzug zu gewähren.<sup>357</sup>

Die Tagsatzung vom Juli 1797 hatte diese Anstände zu behandeln. Bern liess sich durch den Schultheissen von Mülinen und den Ratsherrn Gabriel Albrecht von Erlach vertreten, eine Auswahl, die seine Entschiedenheit bekundete. Sie wurden angewiesen, von der Veltliner Sache Abstand zu nehmen, dagegen für das helvetische Kollegium einzustehen. Unbedingt lautete der Auftrag wegen des Wallis: Die Eidgenossenschaft könne den Durchzug fremder Truppen unter keinen Umständen gestatten. Auf der Tagsatzung zu Frauenfeld dankten zunächst die Basler für die Hilfe, die ihrer Stadt seit 1792 gewährt worden sei. Die letzten eidgenössischen Zuzüge hatten im Frühjahr Basel verlassen, da man der Beruhigung traute, die seit dem Waffenstillstand von Leoben am Rhein eingetreten war. Der Abfall des Veltlins kam nicht zur Sprache; das Ereignis sei mit auffallender Gleichgültigkeit

aufgenommen worden, meldeten die Berner nach Hause. Dagegen machte die Tagsatzung die Aufhebung des Kollegiums zu ihrer Sache und beauftragte ihre Vertreter in Lugano, bei Bonaparte den Rückruf oder eine Entschädigung für die katholischen Orte zu erwirken.

Da das Wallis sich wegen des Durchzuges auf die Eidgenossenschaft berufen hatte, fiel der Entscheid der Tagsatzung zu. Sie verurteilte einmütig den Durchmarsch und richtete nicht nur an Bonaparte, sondern auch an das Direktorium ein Schreiben, um «die Aufrechterhaltung des seit Jahrhunderten angenommenen, selbst in der neuesten Zeit von den kriegführenden Mächten anerkannten Neutralitätssystems» zu verteidigen. Die Tagsatzung konnte die Nöte und Sorgen, die sich ringsum herandrängten, nicht alle behandeln. Sie schwankte zwischen Hoffnung und Furcht. Der allgemeine Friede, der bevorstand, versprach endlich ruhige Grenzen. Dazwischen lief das Gerücht, Oesterreich und Frankreich wollten ihre Verständigung dadurch herstellen, dass sie die Schweiz teilten. Auch die Zukunft des ausgesetzten Genf liess seinen Freunden keinen guten Tag. Schon lange hatte man gespürt, dass sich Frankreich seit der Revolution vom alten Völkerrecht beurlaubt hatte. Und das wurde nun noch durch die abgründige Unberechenbarkeit Bonapartes verschärft.<sup>358</sup>

Es fiel einem Berner zu, die Beschlüsse der Tagsatzung bei Bonaparte zu vertreten. Am 1. Juni lösten Wurstemberger von Bern und alt Landammann Schmid von Uri die Gesandten Zürichs und Luzerns als eidgenössische Vertreter in Lugano ab. Johann Ludwig Wurstemberger, ein Mann von 40 Jahren, trat 1795 in den Grossen Rat und diente als Oberstleutnant im Heer. Das Vertrauen auf seine Fähigkeit und Festigkeit berief ihn jetzt zu einer bedeutenden Gelegenheit, und Bern erleichterte ihm seinen schweren Auftrag, indem es zwei Wünsche Bonapartes erfüllte. Es hatte 1791 nach den Unruhen in den Seestädten der Waadt gegen den flüchtigen Amédée de Laharpe das Todesurteil ausgesprochen. Laharpe stieg in französischen Diensten zum General empor und führte im Heere Bonapartes eine Division, fiel aber gleich zu Beginn des italienischen Feldzuges. Den gefallenen Helden zu ehren, wünschte Bonaparte die Aufhebung des Urteils. Bern zögerte. Noch schwerer fiel es ihm, Bonaparte einen andern Gefallen zu tun. Dieser war sehr empfindlich gegen die Presse und ertrug die Angriffe nicht, die Mallet von Bern aus in einem Pariser Blatt gegen ihn richtete; er verlangte durch Mittelsmänner die Austreibung des unbeque-

men Tadlers. Was es auch Bern kostete, im Juni 1797 entsprach es beiden Begehren, um Wurstemberger den Weg zu ebnen.

Als Wurstemberger und Schmid Ende Mai in Lugano eintrafen, um die ennetbirgischen Vogteien zu behüten, fanden sie kummervolle Verhältnisse vor. Ihre Vorgänger hatten den Sekretär Schweizer von Zürich nach Mailand zu Bonaparte gesandt, und dieser bekam vom General harte Worte über die Orte zu hören. Lugano war noch voll von ihnen, als Wurstemberger und Schmid die schweren Aufträge empfingen, das helvetische Kollegium zu retten und den Durchmarsch durch das Wallis zu verhindern. Wurstemberger brachte den jungen Karl Ludwig von Haller als Sekretär mit. Dieser Enkel des grossen Albrecht, 1768 geboren, hatte sich früh mit seinen ungemeinen Gaben hervorgetan und mit seiner geschätzten Feder verschiedenen Kommissionen und Gesandtschaften gedient. Damals war er den Neuerungen der Revolution erschlossen. Nach Lugano empfahl ihn seine Verwandtschaft mit Rudolf Emanuel Haller, dem Schatzmeister Bonapartes. Wurstemberger brachte von Bern die Weisung mit, Bonaparte persönlich die Aufwartung zu machen.

Die beiden Vertreter beauftragten den Sekretär Haller, dem Gewaltigen ihren Besuch anzuseigen. Der junge Haller fand in Mailand eine leidliche Aufnahme, wurde zur Tafel gezogen, vernahm aber Äusserungen des Generals, die das Misstrauen gegen Bern verrieten. Am 15. Juni mahnte der Geheime Rat Wurstemberger, den Besuch nicht länger zu verzögern, um bei dem Geist und Ton, der bei der Armee in Italien herrsche, dem General richtigere Begriffe von der Schweiz und Bern zu geben, und sandte ihm zur Einführung den Amnestieerlass für Laharpe. Die beiden Vertreter reisten am 19. Juli nach Mailand und wurden gleichentags zu Bonaparte geführt, woraus sie merkten, dass der Schatzmeister Haller ihnen vorgearbeitet hatte. Der General empfing sie von hohen Beamten und Generälen umgeben, erwiderte ihre Vorstellung verbindlich und lud sie auf den nächsten Tag zum Mahl. Bei der Tafel, wo Wurstemberger zu seiner Linken sass, sprach er seine Zufriedenheit mit der Schweiz aus und hoffte auf gute Nachbarschaft. Als er von seinem Sonntagsritt nach Capolago erzählte, nahm Wurstemberger die Gelegenheit wahr, ihm zu danken, dass er sein Gefolge an der Grenze habe die Waffen niederlegen lassen. Bonaparte war ersichtlich guter Stimmung und wünschte sie den beiden Vertretern mitzuteilen. Nicht nur hatte die Amnestie Laharpes ihre Wirkung getan, sondern der andere Wunsch, die Aus-

weisung Mallets, war ihm erfüllt worden. Er erzählte sie Wurstemberger, der noch keine Nachricht davon erhalten hatte.

Nach dem Mahl erteilte der General den beiden Schweizern förmliche Audienz. Schmid überreichte ihm die Note der Tagsatzung wegen des helvetischen Kollegs. Er erklärte, das sei eine Angelegenheit der neuen cisalpinischen Republik; er werde ihr die Note übergeben. Dann entliess er die Vertreter mit einem freundlichen Abschiedswort. Sie brachten den Durchmarsch durch das Wallis gar nicht zur Sprache, weil sie unter der Hand erfuhren, dass er fallengelassen worden sei. Verschiedenes führte die Wendung herbei. Bonaparte, hiess es, habe Comeyras, dem Urheber des Planes, das Vertrauen entzogen. In Paris wirkte Barthélemy, nun Direktor, gegen den Durchmarsch, und Bern liess es sich nicht nehmen, ihm dafür zu danken. Den Ausschlag gab wohl, dass die Ingenieure, die das Gelände erkundigten, Bonaparte erklärten, ein Heer von 20 000 Mann könne unmöglich auf den dürftigen Wegen den Simplon übersteigen. Vielleicht stieg ihm damals der Plan einer Paßstrasse auf, den er ein paar Jahre später ausführte.<sup>359</sup>

Als die Amtszeit der beiden Vertreter Ende August abließ, dankten sie Bonaparte mit einem Brief für die Gefälligkeiten, die er für sie gehabt habe, und bedauerten, dass sie ihm nicht einen Abschiedsbesuch machen könnten. Er befand sich zu Friedensverhandlungen mit Oesterreich in Udine und sandte ihnen von dort eine verbindliche Erwiderung. Wurtemberger fand zu Hause für seine geschickte und umsichtige Tätigkeit warme Anerkennung. Ebenso gedachte der Geheime Rat mit einem Dankesbrief des älteren Haller, der die Wege geebnet hatte. In Bern beruhigte man sich einigermassen über Bonaparte. Er hatte die beiden Vertreter nicht schlechthin mit leerem Gaukelspiel hingehalten, weil der Friede mit Oesterreich, der sein künftiges Verhalten gegen die Schweiz mitbestimmte, noch nicht geschlossen war.<sup>360</sup>

Ein Stein des Anstosses blieb. Bei den Bundeshäuptern waltete ein Bedenken, die junge cisalpinische Republik anzuerkennen, weil Oesterreich ihr Gebiet, die Lombardie, noch nicht förmlich abgetreten hatte. Als der cisalpinische Aussenminister Testi die Gründung der Republik anzeigen, erliess Zürich mit Zustimmung Berns ein Schreiben an ihn, das gute Wünsche und Freundschaftsversicherungen enthielt, aber den Ausdruck Anerkennung vermied. In Mailand begnügte man sich damit; die Republik beglaubigte einen Gesandten bei der Eidgenossenschaft, der im No-

vember seinen Sitz in Basel nahm. Damit bekundete sie ihr Vertrauen in den Fortbestand der Schweiz, eine Zuversicht, die freilich durch andere Kundgebungen erschüttert wurde. Im Oktober schlug Bonaparte die bündnerischen Gebiete Veltlin, Chiavenna und Bormio zur cisalpinischen Republik, mit der Begründung, dass nach öffentlichem und natürlichem Recht kein Volk einem andern untertan sein könne. Damit stellte er alle schweizerischen Landvogteien in Frage.<sup>361</sup>

#### 6. Der Jura

Die Franzosen hatten 1793 den Norden des Bistums Basel durch einen Zusatz zur Verfassung als Departement Mont-Terrible zu ihrer Republik geschlagen. Damit begann die Auflösung des Fürstbistums und die Unruhe im Jura, dessen Zukunft ungewiss blieb. Bischof Joseph Sigmund von Roggenbach starb 1794 in Konstanz, und das Domkapitel wählte in der Verbannung Xaver von Neveu zum Nachfolger, der seinen Sitz im Kloster St. Urban nahm. Mit jedem Jahr sank die Aussicht, dass er in sein Recht zurückkehren werde. Wohl wurden die Franzosen des Mont-Terrible nicht froh, weil seine Bewohner ihren Abscheu vor der Schreckensherrschaft mit Rottungen und Anschlägen äusserten, die Abgaben verweigerten und sich der Aushebung durch Flucht entzogen. Aber sie erhoben den Anspruch, dass sie mit dem Norden das Recht auf das Bistum erworben hätten.

Der südliche Teil anerkannte ein solches Recht nicht und gab sich mit der Hilfe Berns und der Zustimmung des Bischofs eine vorläufige Ordnung. Das Münstertal richtete eine Selbstverwaltung ein. Die Freistadt Biel gedachte sich das Erguel, das Tal der Schüss, unterzuordnen. Doch diesen Ehrgeiz wies das Tal zurück. Einige Aufgeregte im Erguel wollten sich Frankreich übergeben, so die Liomin, der eine Pfarrer, der andere Gemeindevorsteher, die ihre Gesinnung durch Reisen nach Paris bekundeten. Die meisten Bewohner des Tales trachteten nach einem selbständigen Dasein. Der Bischof hatte für das Erguel einen Verwaltungsausschuss in Pieterlen eingesetzt, der aber in den obren Teilen des Tales nicht Gehorsam fand. Der Tessenberg, wo sich Bern mit dem Bischof in die Herrschaft teilte, neigte Biel zu. Neuenstadt dagegen wollte sein altes Burgrecht mit Bern und seine Unabhängigkeit wahren.

Bern nahm nach dem Völkerrecht den Standpunkt ein, dass die Zukunft des Juras erst endgültig bestimmt werden könne, wenn ein allgemeiner Friedensschluss über den Jura verfügt habe. Diese Geduld besass Biel nicht. Es wollte die Gelegenheit wahrnehmen und feindete Bern an. Erfolgreich streute es aus, Bern missgönne ihm das Erguel, weil es das Tal selbst begehre, und getröstete sich des Rückhalts an Frankreich. Die aristokratische Kleinstadt huldigte den Siegen der Revolution, ohne ihre Lehren zu teilen, und wähnte, in die internationalen Verhandlungen zu kommen, weil ihre Anklagen gegen Bern in Paris gern gehört wurden. Von hochfliegenden Plänen übernommen, ermass diese Kurzsichtigkeit nicht, dass Biel für Paris nie mehr als ein Werkzeug war, und dass die Revolution ihm nie ihren Arm lieh, das Erguel zu unterwerfen.

Als im Sommer 1796 die Franzosen in der Lombardei und in Süddeutschland siegreich vordrangen, gab sich Bern endgültig Rechenschaft, dass das Fürstbistum nicht wieder erstehen werde, und suchte dem Südjure eine Gestalt zu geben, die dem Ausdehnungsdrang der Revolution wehre: Die Franzosen sollten im unbesetzten Gebiet nicht eine Zerfahrenheit finden, die ihnen Vorwand zu Übergriffen bot. Sorgliche Kunde drang nach Bern und Biel, dass beim Direktorium in diesem Sinn gewühlt wurde. Für Bern ging es darum, Biel und Erguel miteinander zu versöhnen und dem Bischof und dem Domkapitel eine Entschädigung zu verschaffen, ein schwieriges Unternehmen, da Biel und das Erguel gegeneinander und Biel gegen Bern von Misstrauen erfüllt waren. Biel erwog die Gefahr, samt dem Südjure an Frankreich zu fallen. Und dann lauerte in seinen hintern Gassen selbst der Umsturz; es gab dort Leute, die nach Frankreichs Beispiel die herrschende Kleinaristokratie beseitigen wollten. Zwischen Furcht und Hoffnung schwebend, konnte Biel doch nur zu Frankreich Herz fassen, nachdem es sich die andern Wege verlegt hatte.

In dieser Ungewissheit kam der Anstoss von unerwarteter Seite. Der bischöfliche Regierungsausschuss in Pieterlen tastete nach einem Ausweg aus der drückenden Unsicherheit und eröffnete Biel, dieses möchte vorläufig unter Schonung der alten Rechte die Verwaltung des Erguel übernehmen. Noch überraschender beschaffte er die Zustimmung des Bischofs. Da Biel nicht ohne Frankreich zu handeln wagte, ernannte es den Stadtschreiber Franz Alexander Neuhaus zum Gesandten nach Paris. Beunruhigt berief das Erguel eine Versammlung, um seine Zukunft vor Biel

zu behüten. Auch das Münstertal stellte im August 1796 die besorgte Frage, was aus ihm werden solle.<sup>362</sup>

Da griff Bern ein, um einen Bruch zu verhüten, und übertrug das Geschäft Alexander Albrecht von Wattenwyl, der als Landvogt von Nidau der Sache am nächsten stand, und dem staatskundigen Rechtsprofessor Karl Ludwig Tscharner. Der Geheime Rat sandte Wattenwyl nach Biel, die Gesandtschaft nach Paris zu loben, warnte das Erguel vor unvorsichtigen Schritten und wandte sich an den König von Preussen, er wolle mit seiner alles vermögenden Vermittlung in Paris bewirken, dass Frankreich keinen Anspruch auf den Südjura erhebe. Am 24. August lag dem Geheimen Rat ein grosses Gutachten Tscharners und Wattenwyls vor, das eine vorläufige Ordnung für den Südjura enthielt: Biel, Ilfingen und Erguel schliessen sich zusammen, ebenso Münstertal und Bellelay, während Neuenstadt für sich bleibt; auch Bern sendet eine Abordnung nach Paris, um diese Gebiete der schweizerischen Neutralität zu erhalten. Die Gesandten von Bern und Biel trafen sich am 31. August in Aarberg. Die Berner erschlossen sich rückhaltlos, ihre Stadt erhebe keinen Anspruch auf Ausdehnung im Jura, sondern wünsche Biel zur Vereinigung mit Ilfingen und Erguel zu verhelfen, wozu Biel mit genügenden Bedingungen beitragen müsse. Biel ging darauf ein.<sup>363</sup>

Darüber war man sich allseitig klar, dass Frankreich sein Wort zu diesen Plänen geben müsse. Biel hatte schon die Abordnung des Stadtschreibers Neuhaus beschlossen. Bern bezeichnete zwei Mitglieder des Grossen Rates, Gottlieb Abraham Jenner und Abraham Friedrich Mutach als Gesandte nach Paris, junge Standesglieder von bedeutender Begabung und Zukunft. Beide lehnten ab. Jenner hat darüber mit seinem herben Wirklichkeitssinn in seinen Denkwürdigkeiten Aufschluss gegeben: Ohne Geld sei in Paris nichts zu machen gewesen; der parteizerrissene Grosse Rat hätte aber dazu die Erlaubnis nicht gegeben, ohne dass das notwendige Geheimnis verletzt worden wäre.<sup>364</sup>

Da anerbte sich Franz Rudolf von Weiss, Landvogt von Moudon, da er eben nach Paris reise, sei er bereit, Aufträge zu übernehmen. Er erhielt eine ausführliche Anweisung, aber keinen diplomatischen Rang. Er sollte in Paris eine Verständigung über den Südjura einleiten. Der Geheime Rat bereitete die Sendung sorgfältig vor, empfahl sie Barthélemy, zeigte sie dem Aussenminister Delacroix an, das erstmal, dass er sich unmittelbar an einen Minister der Revolution wandte, und ersuchte den Hof von Berlin,

sie in Paris zu unterstützen. Weiss durfte nur Ansichten eröffnen und empfangen, nicht abschliessen. Er besass für die Sendung Geist, Redefertigkeit, Fruchtbarkeit der Feder und Gefälligkeit des Umgangs.<sup>365</sup>

Da Weiss in Paris gut eingeführt war, fand er rasche Aufnahme. Er wurde von Delacroix empfangen und durfte aus persönlicher Gunst im Oktober zweimal vor dem Direktorium erscheinen. Er schlug ihm die Erklärung vor, die in der schweizerischen Neutralität einbegriffenen Gebiete sollten zum Bestand der Schweiz gehören, bis der allgemeine Friedensschluss über sie verfüge. Die Umstände kamen ihm entgegen. Eben hatte Moreau in Süddeutschland den Rückzug angetreten, eben war Lord Malmesbury von London in Paris eingetroffen, um stille Friedensverhandlungen zu führen. Weiss' Meldungen nach Hause lauteten zuversichtlich, und er ersuchte um eine förmliche Beglaubigung und damit um Verhandlungsfähigkeit. Der Geheime Rat lobte seine Tätigkeit, entsprach aber seinem Wunsch nicht, weil er erwog, dass er auch nach Wien einen Vertreter entsenden müsste.

Weiss wurde von seinem Auftrag angesprochen. Er erholte sich in Paris von der Einsamkeit seines Landvogteischlosses Lucens und wurde von den internationalen Wellen umspielt, nach denen ihn verlangte. Ohne förmlichen Rang konnte er sich frei umtun, wichtige Personen sprechen und fesselnde Berichte schreiben. Zwischenhinein reiste er nach London, um sich nach der Sicherheit der englischen Papiere Berns zu erkundigen. Nach Paris zurückgekehrt, bemerkte er eine Änderung der Stimmung, die keinen Erfolg mehr verhiess. In seiner warmblütigen Zuversicht hatte er übersehen, dass das Direktorium, in dem der Geist Reubells umging, nie entgegenkommen würde. Er setzte seine vorsorgenden Bemühungen in anderer Richtung fort. Da auf den Mai 1797 eine Stelle im Direktorium neu zu besetzen war, warb er bei den Einflussreichen für Barthélemy, den Freund der Schweiz. Er wurde Ende des Jahres heimgerufen und empfing hohe Anerkennung. Da nicht Habgier, sondern Geltungssucht seine Schwäche war, stellte er die Kostenrechnung so niedrig, dass der Geheime Rat sie erhöhte. Er habe ja ohnehin nach Paris reisen wollen, meinte er.<sup>366</sup>

Unterdessen hatte auch Biel einen Vertreter nach Paris abgeordnet, im Einvernehmen mit Bern, aber zum Unterschied von Bern mit einer Beglaubigung. Es war der Stadtschreiber Franz Alexander Neuhaus. Barthélemy gab ihm ein warmes Empfehlungs-

schreiben an Delacroix mit. Neuhaus kannte Frankreich, da er ehemals als Professor an der medizinischen Schule in Nantes gelehrt hatte. Wie er Frankreich durchreiste, erschrak er über die Veränderung, die der Umsturz verhängt hatte, und entlud seine Erschütterung in gepressten Berichten. Die hohen Grundsätze, die den Ursprung begeistert hatten, waren zum Zerrbild geworden. Da die Standesschranken gefallen waren, beherrschte der Drang nach Einfluss, Macht und Geld alle Schichten. Die Güter dieser Welt waren ebenso zugänglich wie fragwürdig geworden, während die des Jenseits ihre Kraft verloren hatten. Der Wert und die Würde der Menschheit waren gesunken. Der Verfall der Strassen verriet das Sinken des Gemeingeistes. Einzig die Landwirtschaft schien gewonnen zu haben, da der Bauer die Güter, die er früher als Pächter oder Unfreier bestellt hatte, nun dem Adel und der Kirche entrissen hatte. Neuhaus meinte, Frankreich habe unter dem Einfluss der Freiheit und Gleichheit die stärkste Verweltlichung, die je über ein Volk gekommen sei, durchgemacht. Die zarte Huldigung, die man bisher in Biel den Errungenschaften der Revolution entgegengebracht hatte, wich dunklen Ahnungen für die Zukunft Biels, der Schweiz, der Menschheit.

Neuhaus nahm in Paris mit Weiss Fühlung und ging mit ihm einig, vom Direktorium die Neutralität des Südjuras zu erlangen; aber zum Unterschied von Weiss sah er von Anfang an düster. Delacroix erklärte ihm unzweideutig, die Republik begehre als Rechtsnachfolgerin des Fürstbischofs den ganzen Jura, und diesem Ton begegnete Neuhaus überall, wo er Zutritt erhielt. Einzig Carnot zeigte einiges Verständnis für Biel und erinnerte sich mit Genugtuung des Delsberger Vertrages von 1792. Am 4. November fuhr Neuhaus im Luxemburgpalast vor, wurde mit den üblichen Ehrbezeugungen vom Direktorium empfangen und durfte ihm die Selbständigkeit dartun, die Biel unter den Fürstbischöfen genossen hatte. Aber hier wie anderswo merkte er, dass Frankreich seinen Anspruch nicht aufgab. Hatten die Machthaber in Paris früher noch Worte der Beschwichtigung gefunden, so erlaubte ihnen nun der Siegeszug Bonapartes, die Maske fallen zu lassen, erlaubte ihnen die Entartung der neuen Freiheit, eine alte zu zerstören.

Neuhaus gab Bellelay und Münster schon jetzt verloren und kehrte mit einer schwachen Hoffnung heim, gutes Glück könnte doch noch das Erguel und Biel behüten. Er gründete sie auf die Tatsache, dass das Direktorium seine Beglaubigung angenommen und Biel damit als selbständigen Staat anerkannt hatte. Während

Weiss sich der Zuversicht getröstete, Frankreich werde mit freundlichem Gebietsabtausch bei Nyon, an der Birs und im Fricktal entschädigen, wenn es sich etwas im Südjura aneignete, hatte Neuhaus die Härte der Lage, die Selbstverständlichkeit der revolutionären Eroberung erkannt. Es beruhigte ihn nicht, dass er zu Hause Dank und Anerkennung fand und in Bern die Staatshäupter über seine Beobachtungen aufklären durfte; denn er traf am Bielersee keine Einigkeit.<sup>367</sup>

Unterdessen hatten die Verhandlungen angedauert, aber nur zu einer Versteifung geführt. Berns Vertreter versammelten die Abgeordneten der südjurassischen Landschaften im September 1796 zu Biel, um einen Zusammenschluss unter ihnen herbeizuführen. Am willigsten zeigte sich Neuenstadt. Biel dagegen fiel in sein altes Misstrauen zurück, dass Bern es doch auf Gebietserweiterung im Jura abgesehen habe, und liess den schmeichelnden Gedanken nicht fahren, Erguel und Tessenberg sich unterzuordnen und als Hauptstadt zu beherrschen. So wenig verstand es die Zeichen der Zeit und Berns Absicht, den Südjura zu einigen und an die Schweiz heranzuziehen. Das Erguel dagegen wollte nur ein Bündnis mit Biel, nicht aber Biel sich unterwerfen. Umsonst drängte Bern, beide Teile sollten einen obersten Rat mit gleichviel Vertretern zur Behandlung gemeinsamer Geschäfte bilden. Biel konnte seine Abneigung nicht überwinden, mit einem gleichgestellten Erguel sich an den Beratungstisch zu setzen, und überliess sich dem Traum, dem Fürstbischof die landesherrlichen Rechte über das Erguel abzuhandeln, obschon der Geheime Rat von Bern warnte, solches sei bei der allgemeinen heutigen Denkungsart nicht mehr möglich. Bern verharrte in Geduld, beide Teile doch noch zu versöhnen, weil ihm die Nachricht zugeflossen war, dass der Kaiser im Waffenstillstand von Leoben die neuen Grenzen Frankreichs anerkannte, womit der Nordjura verloren war und das Direktorium zu neuem Zugreifen ermuntert wurde. Es hielt die Verhandlungen aufrecht, obschon Biel und Erguel zu ihnen kein rechtes Herz fassten, dieweil im Westen die Wolken immer düsterer aufzogen. Eine Einigung war nicht gefunden, als die Sturmflut hereinbrach.<sup>368</sup>